

**Liebeshörig.**

Roman von Ferdinand Kunkel.

(8. Fortsetzung)

(Wachdruck verboten.)

**D**ann bringen Sie auch Zigarren hierher," befahl Mohrungen.

"Sehen Sie, nun ist mir ganz behaglich, das Gefühl, eine so kraftbewußte Persönlichkeit um mich zu haben, gibt mir die Freiheit des Denkens wieder."

"Hoffentlich auch bald die des Handelns . . . , darf ich Ihnen mal einen freundschaftlichen Rat geben, lieber Baron?"

"Wie können Sie nur so fragen, er ist schon im voraus befolgt."

"Nein, das wollte ich damit nicht sagen, Sie müssen natürlich prüfen, denn es handelt sich um einen einschneidenden Entschluß; Sie sollten heiraten."

"Ich habe daran gedacht. Aber soll ich ein Mädchen, das mir teurer ist als alles auf der Welt, in diesem Zustand an mein Sein knüpfen, hieße das nicht gefehelt an der Jugend und an der Gesundheit der jungen Dame?"

"Dummes Zeug, verzeihen Sie den harten Ausdruck, Sie sind weder körperlich noch geistig krank . . . , aber, zum Teufel, wie schmeckt denn der Kaffee, geben Sie mir etwas Zucker, trinken Sie immer so erstickliche Tinte, dann wunderts mich nicht, wenn Ihre Nerven so angegriffen sind, halt . . ." Lippe zog ein silbernes Kognakfläschchen aus der Tasche, goß seinen Inhalt in ein Likörglas und trank es aus.

"Was machen Sie denn lieber Freund, Sie trinken Ihren eigenen Kognak, glauben Sie vielleicht, daß der meinige nicht gut genug ist?"

"Nein, nein, ich will nur das Fläschchen leer machen, und aus welchem Grund, das werden Sie gleich sehen."

Er nahm seine kleine Mokkafase in die Hand und goß den Kaffee in das silberne Fläschchen. Genau dieselbe Manipulation machte er mit dem Kaffee Mohrungen's.

Hatto lächelte. "Was haben Sie denn, halten Sie den Kaffee für vergiftet?"

"Ja, und zwar glaube ich, daß es Morphium ist, das man Ihnen und auch mir hineingetan hat. Ich werde die Probe sofort nach Berlin an meinen Arzt schicken, und ich bin überzeugt, daß beim Zusatz von Eisenchlorid die schöne blaue Morphiumfarbe zum Vorschein kommt."

"Wir müssen irgendwie wegen Kleiß's Obduktion nach Kallningten," fuhr Lippe fort. "Von dort werde ich den Kaffee mit Gilpatet nach Berlin senden. Er ist morgen früh in den Händen des Arztes, und in den Mittagstunden kann ich schon sein Telegramm haben. Trifft meine Vermutung zu, mein lieber Mohrungen, dann haben wir den Feind im Hause, und die Tasche, daß Ihr



**Prinz Wilhelm von Preußen,**  
ältester Sohn unseres Kronprinzenpaares,  
wurde anlässlich seines 10. Geburtstages zum  
Leutnant im 1. Garde-Regiment zu Fuß ernannt.  
Neuzeit, haben erfolgte Aufnahme des Prinzen  
als Leutnant.

Schwager Liebenau einige Stunden vor dem Servieren dieses Kaffees im Schloß Mohrungen war, dachte ich, ist stark genug, um ihm eine Anklage auf Doppelmord und Mordversuch einzutragen."

Lippes Augen sprühten Blitze. Er war angegestanden, seine Gestalt redete sich, alle Sehnen waren angespannt, und die gehobene Faust schien im nächsten Augenblick auf den Verbrecher niederfallen zu wollen.

"Meine arme Schwester." Weiter konnte Mohrungen nichts sagen. "Wenn nur die Gerichtsverhandlung nicht sein brauchte."

"Vielleicht hat Graf Liebenau Mut genug, sich dem irdischen Richter zu entziehen; aber noch ist nichts spruchreif, noch haben wir nur Indizien, wir wollen nicht richten, bevor wir nicht Beweise haben . . . Sie bleiben jetzt noch einen Augenblick hier, Mohrungen, ich will indes in Kleiß's Zimmer gehen, an meinen ärztlichen Mitarbeiter schreiben und das Fläschchen verpacken, damit der kostbare Inhalt auch richtig nach Berlin kommt. Inzwischen geben Sie vielleicht den Befehl zum Anspannen, wir fahren dann sofort beide zum Amtsgericht nach Kallningten."

4. Kapitel.

Professor Köbner saß in seinem traulichen Arbeitszimmer, das in der ersten Etage eines der stillen Häuser des bayerischen Orléansplatzes lag. Er hatte eben die lateinischen Orléansnamen seiner Primaner forrigiert und wollte sich ganz dem Genuß seiner Lieblingsarbeit hingeben, einer neuen Ausgabe des „Tacitus“, in der alle Resultate der Wissenschaft verwertet werden sollten. Diese Arbeit war für den angestrengten Schulmann eine direkte Erholung. Er verienkte sich mit dem Gefühl wahren Genußes in die Zeit und Gedankenwelt seines Lieblingschriftstellers. Er besaß in seiner Bibliothek alle „Tacitus“-Ausgaben und kannte sie alle genau.

Professor Köbner hatte nur zwei Leidenschaften. Die eine war der „Tacitus“, die andere seine Tochter, die er nach dem Geschlechtsnamen des Tacitus Kornelia genannt hatte. Seine Ehe war musterhaft, denn man konnte sich kaum einen aufmerksameren und dankbareren Gatten und Vater denken, als ihn. Es gab nichts, was er nicht im Kreise seiner Familie besprochen hätte, und nur eines bedauerte er — das war auch der Grund, warum er seine Tochter mehr liebte, als seine Gattin —, nämlich die wirklich herrübende Tatsache, daß Frau Professor Köbner kein Sterbenswörtchen Lateinisch verstand. Die kleine Kornelia hatte er schon, als sie kaum der Krippschule entwachsen war, in die Geheimnisse der lateinischen Sprache eingeweiht, und er hatte es fertiggebracht, nicht nur eine kleine Gelehrte, sondern auch ein schönes, lebenswürdiges Mädchen zu erziehen. Freilich hatte die Mama sehr viel mitgewirkt, denn wenn sich des Vaters Erziehung allzuehr auf das Geistige und Wissenschaftliche richtete, machte die

Frau Professor kurzen Prozeß, riß die Tochter von ihren Büchern los und ging mit ihr in den Tiergarten. Dort erregte sie ganz unwillkürlich und ganz vorzüglich ihr Interesse für schöne Kleidung, weckte ihre Freude an der Natur und wirkte so als kraftvolles Gegengewicht der väterlichen Erziehung entgegen. Mit der Zeit fing die Mutter auch an, Kornelius Sinn für häusliche Tugenden zu erwecken. Und da zeigte sich die überraschende Macht des mütterlichen Einflusses. Ganz allmählich verlor die Vorliebe für die alten Römer, und die jungen Deutschen rühten etwas mehr in den Gesichtskreis des lieblichen Professorenköcherleins. Sie lehrte sich immer mehr von dem Plan des Vaters ab, das Abiturientenexamen zu machen, die Universität zu besuchen und sich einem gelehrten Beruf zu widmen. Ein trauliches Heim, in dem sie als Gattin und Mutter schaltete, erschien ihr wünschenswerter, aber sie schwankte noch.

Da trat ein großes Ereignis in ihrem Leben ein und machte sie völlig anderen Sinnes. Vor etwa drei Jahren war es geschehen. Der Vater wollte eine Tacitushandschrift, die sich in Kopenhagen befand, durcharbeiten und ließ Mutter und Tochter in Warnemünde zurück. Er berechnete seine Arbeit auf etwa vierzehn Tage, dann wollte er den Rest der Ferien mit seinen Damen in dem mecklenburgischen Seebad verbringen.

Es war einer jener sonnigen Julimonate, die den Genuß des Seebades als eine Kostbarkeit erscheinen lassen. Das Wadelerben hatte sich voll entwickelt, Korb an Korb stand am Strande, und auf dem langen Deich promenierte frohe Menschen in hellen Sommerkleidern. Kornelia war gleich nach dem Bade weit hinaus gewandert auf dem von den Wellen hartgeschlagenen Sand, wo sie der Salz-atem des Meeres unwehste. Sie strebte jenem Punkt zu, wo die flache Küste aufhörte und sich steile Lehnbänke erheben. Aber die Frau Professor ermüdete bald, besonders nach dem anregenden Bad in der See. Darum zogen sich die beiden Damen von der Küste zurück in den Dünenwald und gelangten, auf bequemen Treppen aufsteigend, zu dem herrlich gelegenen Pavillon Wilhelmshöhe. Dort war nur noch ein einziger Tisch frei, der hart an der Steilküste stand und eine wundervolle Aussicht über das rollende Meer gewährte. Man saß im Schatten und sah auf die stutende Sonne, die tausend Feuerfunken ins Meer streute. Die blaue, schimmernde Weite war belebt mit Schiffen. Vorn in der Brandung gaulferten kleine Segelboote und Fischkutter, weiter draußen richteten die norwegischen Holzschoner ihren Kurs nach Norden, und an allen Ecken und Enden des Meerespanoramas tauchten die Rauchfahnen der Dampfer auf, die auf dieser belebten Straße verkehrten. — Mählich trat ein Herr, der vergeblich in dem ganzen Restaurant einen Platz gesucht hatte, mit höflichem Gruß an den Tisch der Damen und bat um die Erlaubnis, den leeren Stuhl benützen zu dürfen. Die Freiheit des Wadelerbens brachte es mit sich, daß man ins Gespräch kam. Der Herr wußte den Damen über alle Schiffe, die draußen vorüberpassierten, zu erzählen; er sprach dann wohl auch über die Nordsee, über den Atlantischen Ozean, das Mittelmeer, erzählte von dem Stutthaud, der über dem roten Meer lag und der bleiernen Schwere des indischen Ozeans; so daß die beiden Damen den Eindruck bekamen, der Herr müsse Seemann sein.

„Sie sind wohl weit in der Welt herumgekommen?“ fragte ganz harmlos Kornelia und ließ ihre großen blauen Augen bewundernd auf dem etwas müden, gebräunten Gesicht des Fremden haften.

„Eigentlich nicht weit herum,“ antwortete er zuvorkommend, „ich habe den Selbstzug in China mitgemacht und wäre auch gern nach Deutsch-Südwestafrika gegangen, wenn mir nicht noch etwas Malaria in den Knochen steckte.“

„Ja, ich habe davon gehört, man erkennt die Malariaerkrankten an den gelben Ringen um die Augen, nicht wahr?“

Der Fremde lächelte. „Ja, mein Fräulein, an den gelben Ringen und an dem gelbenhaften Aussehen . . . nun, ich hoffe, daß mich dieser Sommer an der lieblichen mecklenburgischen Küste wieder völlig herstellen wird.“

„Es ist wohl eine gefährliche Krankheit?“

„Ach ja, und doch wieder nicht mehr in dem Stadium, in dem ich mich gegenwärtig befinde; wenn man die Schlaptheit überwinden kann und sich viel Bewegung in freier Luft macht, dann geht einem auch das Fieber aus den Knochen. Aber, ich langweile die Damen mit meiner Krankheit. Die Menschen sind doch immer egoistisch, und die Kranken doppelt. — Die Damen halten mich gewiß für recht ungezogen, daß ich immerzu von mir selber spreche . . . Sehen Sie, dort kommt ein großes Segelschiff in den Hafen herein. Das ist eine Seltenheit für Warnemünde.“

„Und wie es mit der Räte ins Meer stürzt . . . jetzt, jetzt legt es sich ganz auf die Seite.“

„Oh, das ist noch gar nichts, es ändert den Kurs. Sie werden gleich seine volle Breite sehen, und dann gleitet es ruhig wie ein Schwan über die Wellen. Im Sturm freilich, da rollt und schlingert der große Kasten wie eine Nußschale . . . Ich hatte mal einen Transport von Lebensmitteln auf ein Kriegsschiff zu bringen, das weit draußen auf der See von Dientzin lag. Wir benutzten dazu eine dreimaßige chinesische Dschunke, und mußten, um der Brandung zu entgehen, in weitem Bogen hinausfahren. Auf der Hinahrt ging es ganz gut. Die paar tausend Zentner Gewicht hielten das Fahrzeug ruhig, als wir aber unsere Ladung gelöst hatten, und gegen Abend zurückfahren, gerieten wir in eine derartige Brise, daß es uns nicht möglich war, den Hafen zu gewinnen. Wir kreuzten auf und ab, bis die Nacht hereinbrach und die Brise zu einem gelinden Sturm auffrischte. So etwas können sich die Damen gar nicht vorstellen.“

„Jeden Augenblick lege sich der alte Kammerfahn so auf die Seite, daß wir glaubten, er würde nicht mehr aufstehen. Wir waren förmlich ein Spiel von Wellen und Sturm, und hätten wir nicht am frühen Morgen einen vorüberfahrenden Hochsektorpedo angerufen, uns mit hereinzuschleppen, wir hätten wohl nie mehr festes Land betreten.“

„Hatten Sie da nicht Angst?“

„Ach, Angst hat man in solchen Augenblicken nicht. Angst hat man nur, so lange die Gefahr fern ist. Wenn man sich erst mitten drin befindet, hat man gar keine Zeit, ängstlich zu sein.“

Das war mit jüblicher Einfachheit und Wahrsamkeit gesprochen, daß die beiden Damen von der Art des fremden Herrn ungemein sympathisch berührt waren, und sie bedauerten es aufrichtig, als er seine Milch austrank und sich mit höflichem Gruß verabschiedete.

Die beiden Damen rieten lange hin und her, wer der interessante Herr gewesen sein möge. Sie sahen die Vadelsteine durch, konnten aber mit keinem Namen der Neugekommenen die Persönlichkeit verbinden, die einen so vorteilhaften Eindruck sowohl als Mensch wie auch als Kavaller gemacht hatte.

Am anderen Tage begab sich Kornelia schon früh auf die Badepromenade, um Mühschon nach der neuen Bekanntschaft zu halten. Wichtig, da sah er auf der Bank am Leuchtturm und blickte unverwandt auf die dunkelblaue See hinaus. Er war tadellos gekleidet, trug nicht wie die übrigen Herren einen gemusterten Stranzanzug, sondern weißen Flanell, und dazu eine rote Krawatte. Kornelia wußte von einer ihrer Freundinnen, deren Bruder Seeoffizier war, daß die rote Strawatte den Offizier kennzeichnet. Jetzt bemerkte sie auch im linken Knopfloch des Jacketts eine Nadel mit goldenem Namenszug und der königlichen Krone darüber.

Der Herr stand sofort auf und begrüßte sie höflich, ohne jedoch Miene zu machen, sie zu begleiten. Das gefiel ihr von ihm und gefiel ihr auch nicht. Sie hatte eigentlich erwartet, er werde sie nach ihrem Befinden fragen und ein Stück mit ihr auf dem Deich entlangpromenieren. Aber die kleine

Enttäuschung redete sie sich sehr bald selbst aus. Er war eben ein faktvoller, gutgezogener Herr, der ein junges Mädchen ohne Begleitung nicht ansprechen wollte. (Fortsetzung folgt.)

## Das Drama von Glossow.

Original-Roman von H. Courths-Mahler.

(8. Fortsetzung)

(Nächstes verboten.)

### 6. Kapitel.

Michael von Sachau kam erst kurz vor Tisch wieder heim. Die Angelegenheit bei seinem Rechtsanwalte hatte ihn ziemlich lange aufgehalten.

Er sah blaß und abgepannt aus, begrüßte Heerfurt aber sehr freundlich und bat um Entschuldigung, daß er ihn so lange hatte warten lassen.

Er hatte Heerfurt sehr gern. Die kraftvolle, ehrliche Persönlichkeit desselben übte ihm Hochachtung und Sympathie ein. Er fühlte, daß es nur Heerfurt zu danken war, daß ihm das Amt des Vormunds so leicht geworden war. Schon als er damals, kurz nach der Katastrophe in Glossow gewesen war und den Verhältnissen hilflos gegenübergestanden hatte, war ihm Heerfurt eine verlässliche Stütze gewesen. Seither hatte sich sein Vertrauen zu diesem blonden Künen, der ihn um Haupteslänge überragte, noch bedeutend vergrößert.

Gleich nach des Professors Rückkehr ging man zu Tisch, und es war nur Heerfurts Anwesenheit zu danken, daß Michael von Sachau diese erste Begegnung mit Frau von Neshing, nach der Enttäuschung von heute Morgen, errätlich fand. Er unterließ sich vorwiegend mit dem Verwalter und richtete ab und zu ein Wort an Sanna. Mit Frau von Neshing sprach er nur das Nötigste und vernied, sie dabei anzusehen, damit ihn der Groll nicht übermannete.

Gleich nach beendeter Mahlzeit bat er den Verwalter hinüber in sein Arbeitszimmer. Das war gegen alle Gewohnheit. Sonst pflegte er mit Heerfurt in Gegenwart seiner Baie zu verhandeln, oder er bat sie, zu bleiben, wenn sie sich entfernen wollte. Heute geschah das nicht. Als sie ihm ohne Aufforderung folgen wollte, wies er sie zurück. „Ich wünsche mit dem Herrn Verwalter allein zu sein.“

Das kam so schroff und kalt über seine Lippen, daß ihm Frau von Neshing ganz betroffen nachblickte.

„Was ist denn mit Oheim Michael, fandest Du ihn nicht sehr seltsam?“ fragte sie Sanna in ihrer Bestürzung.

Die junge Dame schraf aus ihren Gedanken empor.

„Wie meinst Du, Tante Anna?“

„Mein Gott, wo bist Du nur mit Deinen Gedanken? Ich meine, ob Du Oheim Michael nicht recht seltsam fandest.“

Sanna schüttelte den Kopf.

„Nein — ich habe nichts bemerkt — ich habe vielleicht auch nicht darauf gedacht.“

Die alte Dame biß sich ärgerlich auf die Lippen.

„Es ist ein Kreuz mit Dir! Du bist leider immer so teilnahmslos gegen Deine Umgebung, liebe Sanna. Ich bin in schwerer Sorge, daß Oheim Michael wieder sehr leidend und nervös ist. Du aber merkst gar nichts von seiner Veränderung. Es stört Dich leider gar nicht, ob er krank oder gesund ist.“

Sanna sah sie ruhig an.

„Ich weiß nicht, was ich Dir darauf erwidern soll.“

Die alte Dame konnte kaum ihre Gereiztheit meistern.

„Was Du erwidern sollst? Nun, Du hast doch oft eine merkwürdige Art, Sanna, das muß ich sagen. Wenn man nicht aus Liebe zu Dir allezeit zu nachsichtig wäre, müßte man Dir auf diese Worte eine scharfe Entgegnung geben.“

Sanna nahm schweigend am Fenster Platz und beschäftigte sich mit einer Handarbeit. Frau von Nehling ging unruhig mit ihren lautlosen Schritten auf und ab. Am liebsten hätte sie wieder ihren Lauscherposten an der Thür zu des Professors Arbeitszimmer bezogen.

Nach einer kurzen Weile ging sie auch, um diesen Voratz auszuführen, denn sie hatte es nicht gern, wenn etwas im Hause geschah oder besprochen wurde, wovon sie nicht unterrichtet war. Als sie leise das Vorzimmer betrat, sah sie zu ihrem Mißvergnügen, daß Friedrich hier anwesend war.

„Sie müssen gleich einmal auf den Speicher gehen, Friedrich, und die Sommerjachen des Herrn Professors nachsehen,“ gebot sie dem Diener, um ihn zu entfernen.

Friedrich rührte sich aber nicht von der Stelle. „Später, gnädige Frau,“ sagte er mit stolischer Ruhe.

„Was soll das heißen? Sie gehen sogleich.“  
„Nein, gnädige Frau. Der Herr Professor hat mir ausdrücklich befohlen, hier zu bleiben und mich nicht von der Stelle zu rühren, bis er mich ruft. Und was der Herr Professor befiehlt, das gilt zuerst für mich.“

Frau von Nehling warf dem pflichtgetreuen Diener einen giftigen Blick zu, aber sie sah doch ein, daß sie das Feld räumen mußte. Sie hielt es freilich nur für einen Zufall, daß der Professor Friedrich diesen Befehl gegeben hatte. Wahrscheinlich brauchte er ihn zu irgend etwas. Keine Ahnung kam ihr, daß er Friedrich mit Absicht hier postiert hatte, um ihr das Lauschen unmöglich zu machen.

Der Professor und Heerfurt besprachen zunächst nur die üblichen geschäftlichen Dinge. Erst als sie damit fertig waren, sagte der alte Herr, der nicht mit voller Aufmerksamkeit der Abrechnung gefolgt war:

„Es ist gut, es ist alles gut, mein lieber Herr Verwalter. Das ist ja nun wohl das letzte Mal gewesen, daß ich an Stelle meines Mündels mit Ihnen abrechne. Das nächste Mal wird Sanna selbst mir dabei sein und dann wird nur noch ihre Unterschrift gelten.“

„Zuvor! Herr Professor, so ist es,“ erwiderte Heerfurt, seine Papiere zusammenfassend.

Der Professor räusperte sich und fuhr fort:

„Bis vor kurzer Zeit habe ich mich in dem guten Glauben gewiegt, daß ich mein Amt als Vormund, so gut es ging, verwaltet habe. Aber in den letzten Tagen sind mir Bedenken gekommen, Bedenken schwerer Art, daß ich manches hätte besser machen können. Abgesehen von dem geschäftlichen Teil, bei dem ich in Ihnen eine vertrauenswürdige Stütze hatte, habe ich auch sonst nicht das rechte Verständnis für das verantwortungsvolle Amt gehabt. Und — in dieser anderen Hinsicht war ich nicht so gut beraten, als bei Ihnen. Ich habe da mein Vertrauen zu leichtsinnig verschenkt. Das weiß ich allerdings erst seit heute. Sie sehen mich heute in einer schlimmen, sehr schlimmen Gemüthsverfassung, und ich bin leider noch nicht fähig, klar über eine sehr bittere Enttäuschung, über einen unerhörten Vertrauensbruch zu denken. Nur eins möchte ich Ihnen darüber sagen. Ich habe Sie allezeit für einen ehrlichen, zuverlässigen und tatkräftigen Mann erkannt, zu dem ich volles, unbedingtes Vertrauen habe. Mein hohes Alter und meine schwächliche Gesundheit lassen es leicht möglich erscheinen, daß meine Tage bald ein Ende nehmen. Sollte ich nun eines Tages schnell abgerufen werden, so hat mein Diener Friedrich die Weisung, Ihnen sofort drahllich von meinem Ableben Kenntnis zu geben. Ich bitte Sie heute inständig, eilen Sie dann sofort hierher, ohne jede Verzögerung, um meiner Richte beizustehen. Sie wird eines Schutzes sicher bedürfen — am meisten gegen zwei Menschen, die ihr dann scheinbar am nächsten stehen. Sie sehen mich betroffen an, Herr Verwalter. Da in — auch ich war betroffen, als ich heute plötzlich die schmerzliche Entdeckung machte, daß diese beiden Menschen mich unerhört betrogen

haben. Doch nichts mehr davon. Ich habe heute mein früher aufgegebenes Testament vernichtet und von meinem Rechtsanwalt ein neues aufsetzen lassen. Deshalb mußten Sie so lange auf mich warten. Sie wissen, wie ich mein altes Testament abgesetzt hatte, nicht wahr?“

„Ja, Herr Professor, Sie machten mir davon Mitteilung,“ erwiderte Heerfurt, in dessen Gesicht es wie Wetterleuchten zuckte.

„Nun, mein endgültiger letzter Wille sieht anders aus. Er macht meine Richte Sanna zu meiner Universalerin, einige kleine Legate für treue Diener ausgenommen. Den Unwert der beiden anderen Menschen, die ich in meinem früheren Testament so reichlich bedacht hatte, habe ich erkennen müssen und bin nun mit ihnen verfahren, wie sie es verdienen. Weiter kann ich Ihnen heute nichts sagen. Ich bin am Ende meiner Kraft und muß mich zur Ruhe begeben. Sie sollten nur wissen, daß meine Richte eines Schutzes dringend bedarf, sobald ich die Augen schließe. Ich schreibe Ihnen vielleicht später noch ausführlich darüber. Nicht wahr, Sie versprechen mir, daß Sie zur Stelle sein werden?“

Heerfurt nickte bestimmt.  
„Ganz gewiß, Herr Professor. Ich werde alles stehen und liegen lassen und hierher eilen. Meine junge Herrin kann in jeder Lage auf meine unbedingte Ergebenheit zählen.“

Wenn hätte der Verwalter nun noch einiges mit dem Professor besprochen, aber dieser winkte hastig ab, und sah so elend und verfallen aus, daß er es unterlassen mußte.

Michael von Sachau klingelte seinen Diener herbei und auf diesen gestützt, wollte er in sein Schlafzimmer, um sich zur Ruhe bringen zu lassen. Er winkte Heerfurt noch einen matten Gruß zu, ehe er verschwand.

Dieser begab sich nun nochmals zu den Damen hinüber und Frau von Nehling nahm ihn sogleich in Anspruch und suchte durch diplomatische Fragen aus ihm herauszulocken, was zwischen ihm und dem Professor verhandelt worden war. Heerfurt gab ihr aber natürlich keinerlei Aufschluß und beobachtete sie mit noch viel kritischeren Augen als sonst.

Er hätte Sanna so gern noch einen Wink gegeben über die plötzliche Sinnesänderung ihres Cheims, aber Frau von Nehling ließ ihn keinen Augenblick mehr mit ihr allein.

Die Sorge um seine junge Herrin machte jedoch den sonst so graden, ehrlichen Mann zum Diplomaten.

Er bat Frau von Nehling um Erlaubnis, sich eilige Aufzeichnungen machen zu dürfen über Aufträge, die er vom Herrn Professor erhalten habe, damit er nichts vergesse. Sie gab ihm mit süßlichem Lächeln diese Erlaubnis, und er zog sein Taschenbuch hervor und ließ sich am Tische nieder, um etwas aufzuschreiben.

Die beiden Damen beschäftigten sich inzwischen mit ihren Handarbeiten.

Heerfurt hatte sich so gesetzt, daß er Frau von Nehling den Rücken zuwandte. So bemerkte sie nicht, daß er das Blatt, das er beschrieben hatte, leise und vorsichtig aus seinem Taschenbuch löste und zusammenfaltete zu einem schmalen Streifen.

Diesen Papierstreifen barg er in seiner Hand, als er das Buch wieder einsteckte.

Gleich darauf verabschiedete er sich von den Damen. Da es noch zeitig genug war, wollte er sofort wieder abreisen. Er kam dann heute abend noch bis Berlin und konnte morgen mittag in Glesnow sein.

Als er Sanna die Hand reichte, schob er ihr unbemerkt den schmalen Papierstreifen zu, mit einem zur Vorsicht mahnenden Blick. Während sich Heerfurt etwas umständlich von Frau von Nehling verabschiedete, hatte Sanna Zeit, den Papierstreifen in ihrem Kleide zu bergen.

Befriedigt enufernte sich Heerfurt nun.

Sobald sich Sanna dann unter einem Vorwand zurückziehen konnte, suchte sie ihr Zimmer auf und zog den Zettel hervor. Sie las:

„Es muß etwas geschehen sein, was dem Herrn Professor den Unwert der Frau von Nehling und ihres Sohnes enthüllt hat. Er jagte mir, daß ich, falls er sterben sollte, sofort herbeieilen soll, um Sie vor diesen beiden Menschen zu schützen. Herr Professor war ganz anders, als sonst. Seien Sie vorsichtig und trauen Sie niemand. Sollte etwas geschehen, wo Sie meiner bedürfen, sofort drahlen. Ihr treu ergebener Heerfurt.“

Sanna sah nachdenklich und erregt auf das Papier herab. Dann verbrannte sie es sorgfältig an einer Kerze und streute die Asche zum Fenster hinaus. Sie wußte, daß Tante Anna heimlich alle ihre Sachen durchstöberte. Deshalb beschloß sie auch, das erhaltene Geld und den Zettel mit den Notizen über die Abgangszeiten der Züge stets bei sich zu tragen.

Erregt und unruhig ging sie lange in ihrem Zimmer auf und ab. Der heutige Tag hatte ihr mancherlei gebracht, was sie aus dem stumpfen Gleichmaß ihres Lebens aufrüttelte.

### 7. Kapitel.

Michael von Sachau hatte sich zur Ruhe begeben, aber schlafen konnte er nicht. Zu viel war heute auf ihn eingestürzt. So ruhebedürftig sein Körper war, so wenig Ruhe fand sein Geist.

Schließlich ließ er Frau von Nehling zu sich rufen, weil er einjah, daß etwas geschehen müsse, um Sanna vor einer Begegnung mit Gregor zu bewahren.

Anna von Nehling folgte seinem Ruf sofort.

„O, mein armer lieber Michael, ich höre mit Bestürzung, daß Du Dich hast niederlegen müssen. Bist Du wieder nicht wohl?“

Mit diesen Worten trat sie, eine betrübte Miene zeigend, an sein Lager. Das Gesicht des alten Herrn blieb unbeweglich. Er sah mit einem feststarrten Ausdruck in ihr falsches Gesicht, das ihn bisher so sehr enttäuscht hatte.

„Ich fühle mich sehr krank und bedarf der Ruhe. Deshalb muß ich verlangen, daß Gregor sofort wieder abreist, wenn er ankommt. Ich kann ihn nicht sehen.“

Frau von Nehling sah fest ehrlich bestürzt aus. „Aber lieber Michael! Gregor wird Dir doch natürlich keinerlei Unruhe bereiten. Wenn es ihm auch sehr schmerzlich sein wird, daß er Dich nicht sehen darf, so wird er doch natürlich Deinen Zustand respektieren und sich zurückhalten. Du weißt doch, wie rücksichtsvoll er ist und wie er Dich liebt.“

Ein eigenartiges Lächeln spielte um des Professors Mund.

„O ja — das weiß ich — weiß es ganz genau. Aber trotzdem bestimme ihn, sofort wieder abzureisen.“

Frau von Nehling sah ihn vorwurfsvoll an.

„Das kann doch Dein Ernst nicht sein, lieber Michael! Du ahnst wohl nicht, welche Marter Du Gregor auferlegen würdest, wenn er in der Sorge und Unruhe um Deinen Zustand wieder abreisen müßte.“

Wieder spielte das räthelhafte Lächeln um den Mund des alten Herrn.

„Ich hoffe, er wird diese Marter zu ertragen wissen. Jedenfalls soll er das Haus sofort wieder verlassen. Es will sich ohnedies nicht schicken, daß er jetzt mit Sanna unter einem Dache weilt.“

In Frau von Nehlings Augen flimmerte es falsch.

„Aber ich bitte Dich, lieber Michael, heute abend kann doch Gregor unmöglich wieder abreisen, es geht ja gar kein Zug mehr nach Berlin zurück.“  
„Ach, richtig! Nun, so mag er sich auf meine Kosten diese Nacht im Gasthaus einmieten und kann morgen früh wieder abreisen.“

Sie sehte eine gekränkte Miene auf.

„Wie ihn das betrüben wird, ahnst Du wohl nicht, sonst könntest Du das nicht wollen. Es wird ihm sein, als wenn man ihm die Seimant verschließt. Und wie mir dabei zu Mute ist, bedenkt Du wohl auch nicht.“

(Fortsetzung folgt.)

## Allmutter Sonne!

Von Hedwig v. Puttkamer.

Was war denn das, daß ich nicht mehr schlafen konnte, obgleich es noch so früh sein mußte? Nach der Uhr sehen? Ja, das gab's nicht — alles hatte ich mitgenommen, Teezeug und Teetassen, Zucker und Keks und sogar ein Stück Seife zum Händewaschen, aber meine Uhr hatte ich vergessen. Uhrenlos lebte ich dahin. Ich lernte, mich wie die Naturkinder nach der Sonne zu richten, und wußte genau: wenn sie über dem Varenberg steht, ist Mittagszeit, also nach Hause, was die Beine laufen können. Andere Zeiten zu wissen, tat mir nicht not. Aber an jenem frühen Morgen, als es mich wie mit heimlichem Klingen und Rufen aus den Federn trieb, hätte ich's doch gern gewußt, ob ich mit dem Badewasserlaufenlassen und dem raselnden Aufziehen der Jalousie meine Nachbarn nicht gar zu empfindlich in ihrem schönsten Morgenschlaf störte. Trotzdem — an diesem Morgen war ich brutal, was mich von draußen lockte, war zu stark — ein Ruck — hoch die „Eiferjüchige“ — die Türe auf — — und da war sie, die Sonne! Gültige Allmutter, leise jauchzend grüße ich dich!

In weichen und doch fest und dunkel gegrenzten Linien schließen die Bergkuppen das langgestreckte Tal ein, rote Dächer blinken aus hellem Laub, zarter Rauch steigt kerzengerade und verweht in mattschwarzen Streifen gegen den blaßblauen, kalten Morgenhimmel, als ob Fingerpuren leise über eine feucht betaute Milchglaschale strichen.

Oben, an der Höhe, steht stolz das Kirchturm, und ihm zu Füßen schmiegt sich der alte Friedhof. Hier blüht noch großblütiger Flieder, und der Rottorn leuchtet so rot, wie sonst nirgends. Um längst vergessene Gräber drängt sich ein Heer von blauen Blütenferzen, hoch und steil, dicht an dicht wuchern sie, ich weiß nicht, wie sie heißen, ich weiß nur, daß sie schön sind und den schlächtigen Dorfkirchhof mit königlichem Schmuck zieren.

Dicht an der Mauer führt der Weg entlang, wie ich das Gras so lang und so blinkend im Tau! Ein Eidechlein kommt den grünlich-silbernen, schlanken Leib, ich rühre es leicht an, es blinkert mit den flugen Augen: Lust mir nichts, du? Und huscht nicht davon, die Sonnenjehnsucht ist stärker als die Menschenfurcht.

Jetzt tauche ich in den fast schwarzen Schatten ragenden Hochwaldes, der in seinem Hochmut alle Sonne oben in den Gipfeln wegfängt und erst am Abend, wenn er genug Licht getrunken, den schräg fallenden Strahlen Einlaß in seine geheimnis-schwüle Tiefe gestattet. Steil steigt der nadelbedeckte, parietiglatte Pfad über Wurzeln und Geröll hinweg, Nieselnblöde türmen sich rings, wild durcheinandergeworfen wie zerbrochene Schlösser eines gewaltigen Herrenwillens, dessen stolze Bauten ein Stärkerer in Trümmer legte. Tief unten am Hang klingt und läutet es in melodischem Fall, die roten Harztühe suchen ihr Futter in Schomung und Wald, in seinen Leder-umhang gehüllt steht der Hirt dabei.

Schnaufend und wichtig schlängelt sich eine schwarze Schlange in erstickenden Windungen den Berg hinan, aber geringschätzig kreuzt mein wander-froher Fuß die sonnenblühende Stahlschiene, mein Weg führt geradeaus, hinauf, ohne Umweg. Durch ein Hochmoor stapft der dicke Bergstiesel und kehrt sich nicht an gluckendes, quellendes Wasser, das in trüben Blasen seine Spur füllt, an der Schutzhütte vorbei, vorbei an jämmerlich verkrüppeltem Niesholz, an weißgrau gebleichten Baumleichen, die, von Schnee und Sturm gemordet, gespensterhaft grell am Wege geistern.

Im Brodenhaus herrscht reges Leben, aber an Friedenszeiten reicht's doch nicht annähernd heran. Keine Vereine von langgesprochenen Stammisch-brüdern, keine Studenten, keine Schulen drängen sich in dem geräumigen Bau, dessen Säle zumeist leer warten. Der Krieg spukt auch bis hier ins Herz des deutschen Landes, nur läßt er seinen freudig-starken Puls ein wenig langsamer schlagen,

wie einer wohl schwer und tief atmet, wenn er schwer an einer Last zu tragen hat.

Ich sitze im dunklen Speisesaal und warte auf des Leibes Labial, die ich mir bestellt. Wie gebannt schaut mein lichtsuchendes Auge über die Diele zur Haustür hin, die wie ein blendend weißes Viereck gegen die Sonne steht. Und allmählich sehe ich bewußter und fange an, Studien über die Füße zu machen, die durch die helle Tür herein-kommen. Von den Gestalten, den Gesichtern erkenne ich nichts, nur die eiligen und zögernden, die derben und die eleganten, die großen und kleinen Füße und Beine sehe ich in scharfem Umriß. Das macht mir blendende Laune! Wie amüßabel Füße sein können! Bisher hatte ich mein Vergnügen nur auf Kinderfüßchen beschränkt — besonders kleine Jungen sehen von hinten zum Totladen aus! Jetzt mußten auch „die Großen“ heran! Wie schade, daß ich kein Zeichner bin! Die Aus-beute hätte sich gelohnt . . . Und dann? Dann ruh' ich still im hohen grünen Gras

Und sende lange meinen Blick nach oben . . . Von Grillen rings umschwirrt, ohn' Unterlaß, Von Simmelsbläue wunderbar umwoben. Die schönen, weißen Wolken zieh'n dahin Durchs tiefe Blau, wie schöne, stille Träume. Mir ist, als ob ich längst gestorben bin Und ziehe selig mit durch ew'ge Räume.

Die „Selbstsamkeit“ wird mir zum Berg- traum. Die Arme gebreitet, wie ans Kreuz ge-schlagen, die ich mich der Sonne zum Opfer. Leiser Bergwind küßt die heiße Stirn, um mich her Schweigen, Licht und Schweigen! Keine sprach einst, was ich nun nachempfind: Unendlich selig ist das Gefühl, wenn die Erscheinungswelt mit unserer Gemütswelt zusammenrückt, und grüne Bäume, Gedanken, Vogelgesang, Wehmut, Simmelsbläue, Erinnerung und Kräuterduft sich in süßen Arabesken verflüchten.

Am Abend dann, wie wunderbar! Als sie mich um meine Brodenwanderung befragten, die vielen, die sie schon gemacht hatten und noch machen wollten, da mußte ich eigentlich nichts zu erzählen. Auf dem Ausichtsturm? War ich nicht gewesen. Im Museum? Auch nicht. In der Herenklause, im Brodengarten? Nur flüchtig gestreift. An der Teufelskanzel? Ja, da hatte ich ja, ganz ver-steckt, in der Sonne gelegen. Das war das einzige, was die Frager einigermaßen befriedigte. „Und so allein?“ War ich denn allein gewesen? Ich habe es gar nicht gemerkt — ich glaube nicht — oder doch? Ich sah mich nach der Sonne um, hatte die etwa geplaudert? Doch sie zog sich gerade eine dicke Wollschmammhülle über und blinzelte nur noch ganz listig: „Du und ich, wir wissen schon Bescheid! Wir halten zusammen!“ Und dann — weg war sie!

## Die Entwicklung des Flugzeuges im Kriege.

Der Eindecker war für Kriegsverwendung im vorigen Sommer bereits totesagte, als er zu neuem Leben erstand, um als Abwehrmittel gegen die schweren Kampfflugzeuge zu dienen. Eine viel-gesehene amerikanische Zeitschrift brachte vor einiger Zeit eine Darstellung der wechselseitigen Anpassung und Züchtung dieser beiden Hauptluftkämpf-mittel, die nachstehend im wesentlichen wieder-gegeben werden soll:

Frankreich begann zunächst die gepanzerten „avions-canon“ zu schaffen; zweiseitige Doppel-decker mit 3,7-Zentimeter-Schnellfeuergeschütz, 200 pferdigem Motor und hintenliegender Schraube, die 130 Kilometer Geschwindigkeit ent-wickelt haben sollen. Das erste derartige Ge-schwader war für die Verteidigung von Paris bestimmt, die weiteren Gruppen wurden den Bombenwurf-Geschwadern bei ihren Streifzügen in feindliches Gebiet als Begleitflug zuerteilt; mit

Erfolg, wie es heißt. „Sogar die sorgloseste Tapfer-keit einiger deutscher Krieger konnte den Nachteil ihrer geringeren Bewaffnung nicht ausgleichen.“

Um dieselbe Zeit erschien das deutsche Kampf-flugzeug im Westen: Albatros-Doppeldecker mit zwei 165 pferdigen Mercedes-Motoren und je einem Maschinengewehr vorn und hinten, bzw. mit einem 225 pferdigen Mercedes, gepanzertem Rumpf und einem dritten Maschinengewehr (oder Geschütz). Die Fluggeschwindigkeit war auf 145 Kilometer gesteigert. „Das Erscheinen dieses deutschen Kampfflugzeuges ist, nach dem Urteil unseres Gewährsmannes, gekennzeichnet durch eine beispiellose Vernichtungswirkung unter den Flug-zeugen der Verbandsmächte.“ Selbst die „avions-canon“ konnten nichts gegen „Arminius“ (so nannten die Franzosen die Neuerfindung) aus-richten, da sie eine zu geringe Geschwindigkeit be-saßen, um ihre schwere Bestückung zur Wirkung bringen zu können.

Gegen diesen „Himmelschrecken“ verwendete Frankreich nunmehr als „Zerstörer“ einseitige Kenneindecker von Morane-Saulnier, die 160 Kilo-meter Geschwindigkeit aufwiesen und mit einem festeingebauten Maschinengewehr versehen waren, das also allein durch die Steuerbewegungen des Eindeckers auf das Ziel gerichtet und vom Führer selbst bedient werden muß. Diese Anordnung, die sich die Franzosen als ihre Erfindung zuschreiben, ist deutschen Ursprungs und bereits vor einer Reihe von Jahren vor dem Kriege bei uns vor-geschlagen und ausgeführt worden, ebenso wie die weitere Einrichtung, daß das unmittelbar hinter dem Propeller liegende Maschinengewehr durch den Schraubenkreis hindurchschießt. Nur sehr ge-schickte Luftkünstler, wie Bédérins, Garros, Gilbert, Bégoud (welch letztere beide hierbei den Tod fanden) u. a. konnten das schwer handzu-habende „avion de chasse“ in Angriff gegen unsere „Arminius“ meistern, was dazu führte, einen leichter zu steuernden Doppeldecker — Bau-art Nieuport — mit einem über dem Schrauben-kreis steuernden Maschinengewehr auf dem oberen Tragdeck, das vom Schützen sitzend bedient werden muß, als Zerstörer ins Feld zu schicken.

Kurz nach dem Einsetzen der ersten Morane-Zerstörer erschienen auf unserer Seite zwei von den Albatros- und den Aviatikwerten geschaffene Doppeldecker mit 180 pferdigem Maybach- bzw. 225 pferdigen Mercedes-Motor von 145 Kilometer Geschwindigkeit.

„Fritz“, wie die Engländer diese Art nannten, trug vorn und hinten je ein Maschinengewehr, die beide jedoch nur mehr oder weniger seitwärts feuerten. „Sie waren unzweifelhaft den Ein-Maschinengewehr-Flugzeugen der Verbandsmächte überlegen, abgesehen möglicherweise von den Morane-Zerstörern.“ Jagt unser Gewährsmann. Ausgebaut wurde dann diese Type der Aviatik durch ein drittes, nach hinten steuerndes drehbares Maschinengewehr mit 180 Grad Schußbereich.

Bemerkenswert ist, was der franco-amerikanische Verfasser über die Kampfesweise unserer Fokker-Eindecker zu sagen weiß, bei denen bekanntlich ebenfalls ein fest eingebautes Maschinengewehr durch den Schraubenkreis schießt:

Die Fokkermaschine mit festeingebautem Maschinengewehr steigt in große Höhe und kreist dort, bis ein Gegner in Sicht kommt. Dann stellt sie sich auf den Kopf, fliegt stracks auf ihr Opfer herab und läßt einen Strom von Geschossen los, sobald der Gegner im Schußbereich ist. Hierbei wird der Abtrieb leicht spiralförmig gestaltet, so daß der Kugelstrom zu einem Feuerkegel wird, der seine Spitze in dem Gewehr hat und das Opfer ummantelt. Diesen Kegelmantel muß es durchfliegen, wohin es auch zu entkommen sucht. Ist der Fokker in die Nähe des Feindes gelangt und dieser noch nicht getroffen, so nähert er sich ihm von hinten und feuert hierbei längs des Kampfes, so daß er Führer, Beobachter, Benzinhälter und Motor in einer Feuerlinie hat. Wenn dann nicht die verfolgte Maschine sehr schnell in ihren Steuer-

Bewegungen ist und einen Haken zu schlagen vermag wie ein Hase, so muß früher oder später einer ihrer lebenswichtigsten Teile getroffen werden.

Auch die Eindeder, die nicht durch den Schraubenkreis feuern, greifen fast immer ihr Opfer von hinten an und suchen unter den Steuer-schwanz des Gegners und damit in eine solche Lage zu kommen, daß, während sie selbst dem verfolgten Feinde aufwärts durch den Kumpfboden schießen können, der gegnerische Schütze, auch wenn er hinter seinem Führer sitzt, auf ihn nicht wieder-feuern kann, aus Furcht, den eigenen Steuer-schwanz abzumähen.

Wenn auch der nur aus französischen Quellen schöpfende Autor nicht gut unterrichtet sein kann über die Ziele, die unsere Heeresleitung auf dem Gebiete des Luftkampfes verfolgt, und somit nicht frei von Zerrümpeln ist, so ist seine Arbeit doch ein weiterer Beweis dafür, daß wir auch auf dem Gebiete des Flugweizens trotz des mehrjährigen Vorstranges Frankreichs den Gegnern unseren Willen aufgezwungen und Großes erreicht haben.

Jug. Gohlke.

### Soldaten und Tiere.

Von Joseph Delmont  
(zur Zeit im Felde).

Pferde, Hunde, Katzen, Vögel und viele andere Tiere sind dem Menschen zu treuen Freunden geworden und im Felde tritt diese Zusammengehörigkeit besonders stark zutage. In den Kampfgebieten mußten viele der Einwohner vor den eindringenden Feinden flüchten und ließen in der Hast auch viele Haustiere zurück. Diese herrenlose Tiere waren an die Menschen gewöhnt und suchten die Gesellschaft der Menschen auf. So sieht man neben den Pferden viele Hunde und Katzen, ja sogar Vögel in den vordersten Stellungen als Gesellschafter unserer Soldaten. Von einigen dieser treuen Geschöpfe will ich einiges mitteilen.

#### Floß.

Als wir im Sommer 1915, das verlassene Dorf K an der Front bezogen, wurde hinter einem Bauernhof eine Hundehütte mit einem davorliegenden zottigen Schäferhund gefunden. Das Tier lag bewegungslos und schien tot, verhungert zu sein. Bei näherem Zusehen bemerkte der Gefreite Kahlmann, daß der Hund noch atmete, er befeuerte ihn von der Seite und schloß ihm Wasser ein. Langsam erhob sich das Tier und versuchte sich aufzurichten, fiel aber gleich wieder um. In der Hütte raschelte es und man konnte ein leises Wimmern vernehmen. Kahlmann untersuchte die Hütte und fand im Innern derselben drei junge Hunde und zwei junge Käzchen.

Der große Hund erhob sich bald. Die Kleinen erhielten etwas Milchsuppe aus der Flasche unseres Leutnants. Die Mutter resp. Ziehmutter nahm nur einige Schlucke und ließ die Kleinen gewähren. Als die junge Brut ihren Hunger gestillt, war auch sofort alles Elend vergessen, und sie fingen zu spielen an. Die Käzchen krochen zu ihrer Ziehmutter, die keinen Unterschied zwischen Käzchen und Hündchen zu machen schien. Die Kleinen krochen unter die Alte, welche sich auf die Seite warf. Als jeder der Kleinen seinen Platz gefunden, ging ein allgemeines Säugen an, wobei die junge Brut nach kurzer Zeit einschlief, welchem Beispiel die Mutter bald folgte.

Während des ganzen Schauspiels hatte sich ein Kreis von Soldaten um die Tieridylle gebildet.

Diese, als roh verschrienen Krieger standen, hockten und knieten herum und betrachteten andächtig das ihnen sich bierende Bild. Aus allen Gesichtern glänzte Güte und Wohlwollen. Brotkruste, Lachen und andere Behälter wurden geöffnet, Fleisch- und Speckstücke kamen zum Vorschein. Kahlmann sammelte eine drei- bis vierstägige Mahlzeit für die halbverhungerte Tiermutter.

Während der sieben Wochen, welche wir in dem Dorfe in Reservestellung zubrachten, wurde Floß — so war die Hündin getauft worden — gehätselt und gepflegt. Andere Hunde und Katzen hatten sich noch eingefunden, jedoch die gemischte Familie Floß blieb der Liebling der Soldaten.

Als wir in Stellung gingen, wurde die ganze Gesellschaft mitgeschleppt. Floß lief hinterher und bellte lustig zu seinem auf dem Wagen in einer Kiste befindlichen Kindern hinauf. Floß wurde ein guter Sanitätshund und seine Kinder und Adoptivkinder blieben bei uns in den Stellungen. Die Käzchen emwickelten sich zu Katzen und jagten in gewissenhafter Weise auf Mäuse und Ratten in den Untertänden. Die kleinen Hunde blieben stets bei dem Gefreiten Kahlmann, begleiteten ihn auf allen Gängen und schliefen nachts mit dem Soldaten unter einer Decke. Bei der zweiten

zurichten. Der Guber meinte, ob man Jakob nicht darauf dressieren könnte, daß er ein paar italienische Generale an ihren glitzernden Orden herüberhole „Warts nur, bis er flieg'n kann, dann holt er uns alle italienischen Kanonen herüber“, schrieb der Lechner.

Gleich am dritten Tage gab's eine Prügelei im Graben, weil sich ein Soldat vermessend hatte, dem Jakob einen Stiefel nachzuwerfen, da der Vogel sich über der vollgefüllten Schale des Sobaten unanständig aufgeführt hatte. Der Lechner stürzte wie ein Wütender auf den Soldaten und hämmerte mit seinen Fäusten auf ihn los. „Darischlag'n tu I di', wannst mir den Vogel no amol anrührst. Dös bisserl Vogelgedreck kannt aufnehma un dös Sof'n no immer freisen“, schrieb der Lechner. Er griff darauf mit der Hand in die Menageschale des Verprügelten, holte eine Handvoll gekochter Bohnen heraus und warf sie dem Vogel zu.

Jakob war der Liebling aller und spazierte in den Gräben nach allen Richtungen; überall bekam er etwas für seinen ewig hungrigen Magen. Die anderen Tiere fürchteten ihn. Er jagte Hunde und Katzen, sogar unseren Lieblingsigel, von den Fressnapfen, und hatte wütend mit dem Schnabel nach jedem Vierfüßler, der sich ihm beim Fressen näherte.

Bei einem Trommelfeuer wurde Jakob getötet. Allgemeine Trauer. Die Kugelmacher kamen und wurden blutig abgewiesen.

#### Gigel.

Gigel war das zweite Tier unserer Maschinengewehr-Abteilung. Sein Führer und Wärter war der Infanterist Reiter. Gigel war eingebildet und stolz. Der Wärter Gigerls war ein gutmütiger Niederösterreicher aus dem Waldviertel.

Gigel benahm sich oft sehr subordinationswidrig und hatte keine Ahnung von Disziplin. Seine Arbeit tat er gehorsam, so wie es ihn gelehrt worden war. Doch bei einer Rast oder sonstigen Gelegenheit, wo der Dienst nicht streng gehandhabt wurde, zeigte Gigel seine großen Fehler. So hatte er die besondere Leidenschaft, Brotkruste, Nuckkruste und andere Behälter rücksichtslos zu zerknabbern und auf ihren Inhalt zu untersuchen. Einmal machte er sich sogar über die Kartentafel unseres Herrn Oberleutnant her und zerlegte die darin befindlichen unerlösten Gebiete in kleine Teile. Reiter, der die Geschichte (leider zu spät) bemerkte, ließ alle Teile und Leichen von Karten und Ledertafeln schnelligst verschwinden, und so ging Gigel strafflos aus, während über das Haupt des Burschen des Herrn Oberleutnants ein dreifaches Donnerwetter ging, daß er auf die Sachen seines Herrn nicht besser Acht habe.

Reiter verstand es, für seinen Liebling aufs Beste zu sorgen. Gigel litt nie Not. Wenn es noch so sehr an allem mangelte, für Gigel war immer Hafer und sonstiges Futter zur Stelle. Bei der dritten Offensive der Italiener wurden er und Gigel zu gleicher Zeit von Granatplittern verlegt. Man fand beide tot hinter der Deckung. Der Soldat lag neben seinem toten Liebling, seinen Brotkrust hielt er gegen eine klaffende Wunde in Gigerls Brust. Noch im Sterben hat er versucht, seinem Liebling das Blut zu stillen und Linderung zu schaffen.

Man sagt im Volksmunde, daß Menschen, die Tiere lieben, gutmütig sind. Wenn dies zutrifft, dann sind unsere Soldaten sehr gutmütig. Auf allen beschwerlichen Straßen und Wegen hört man stets Worte des Mitleids für unsere vierbeinigen Helfer.



Der neue Tierbrunnen in Wien,

eine Stiftung der bekannten Tierfreundin, der Operntänzerin Francisca Kaufmann, wurde kürzlich auf dem Getreidemarkt enthüllt.

Jungzooffensiv ließ eines Morgens einer der kleinen Hunde zwischen den Drahterhauen herum und spielte mit einer Kröte. Kahlmann, der es erst später bemerkte, kletterte ohne Besinnen aus dem Graben und kroch auf den Hund zu, ihn mit Zungenschnalzen lockend. Das Tier lief auf ihn zu; der nahm es unter dem Arm und schlich zu dem Graben zurück. Als er sich hinunterließ, hob er den Kopf ein wenig, im selben Augenblick traf ihn eine Kugel in die Schläfe. Mit einem halbblauen Aufstöhnen rutschte er in den Graben und fiel langsam um. Seine Liebe zu den Tieren hatte ihm den Tod gebracht.

#### Jakob.

Eine Patrouille im Sponzgebiet kehrte eines Morgens mit fünf gefangenen Italienern und einer Dohle zurück. Der Vogel war flügellos, wahrscheinlich im Walde von einem abbrechenden Ast oder einem Granatplitter verlegt. Der linke Flügel war in der Mitte gebrochen, und die Schwanzfedern fehlten fast ganz. Man freute sich über den Vogel in der Stellung mehr als über die gefangenen Kugelmacher, und taufte ihn Jakob.

Der Lechner, ein echt Wiener Vorstadtkind, erzählte Wunderdinge von Dohlen, die man zu allem Möglichen abrichten könne. Besonders zum Stehlen von glänzenden Gegenständen wären sie leicht ab-

### Der Papagei.

In der Fortsetzung seiner „Kleinen Kriegsbilder aus Straßburg“ veröffentlicht Kurt Schede in der „Straßburger Post“ das folgende Geschichtchen:

Hoch auf dem Dach zwischen dünnen Epheuzweigen und mageren Ligusterstäuden hat er seinen königlichen Wohnsitz.

Wenn man sich ganz an das Ende des Gäßchens stellt, etwa da, wo die kleine Welt ein Ende hat und die große mit Straßenbahnklirren und Wagengerassel beginnt, kann man den grauen Vurschen mit den rosenroten Flügelspitzen in seinem King schauen sehen.

In seiner Umgebung nimmt er sich wunderlich fremd und heimatlos aus. Unten im Gäßchen spielen alemannische Buben und Mädchen, die von erotischen Dingen keine Ahnung haben. Aus den Fenstern der kleinen Häuser schaut die Armut in hundert trostlosen Dingen heraus; die Gasse selbst ist meist schattig und voller Dürre, und oben, wo das platte Dach aufhört und der graublau Himmel anfängt, hockt der seltsame indische Vogel und wirft von Zeit zu Zeit einen gelenden Schrei in die Gasse.

Beim ersten Schrei, den ich hörte, erschrak ich nicht wenig. Es klang, als ginge es einem Menschen ans Leben, so durchdringend, freischend stürzte der Ruf vom Dachgarten herab.

Allmählich gewöhnte man sich daran, und „Hans“ oder „Koko“ war bald der Freund aller Großen und Kleinen.

Einmal — ich weiß nicht mehr, wann es war, doch der Frühling hatte schon seinen ersten dicken Maiblumenstrauch in das Fenster der armen Witwe gestellt — war Koko gepfropft geworden. Die Kinder behaupteten, er rede wie ein Mensch; sie hätten deutlich Worte verstanden.

Welche Worte es waren, konnte nicht festgestellt werden. Die einen meinten, er habe Koko gerufen, die andern wollten Schafftopf gehört haben, den dritten, vierten und fünften hatte es wie Herrgott geklungen.

Wir standen nun alle in dem Gäßchen und starrten zu Koko hinauf. Oben saß er, den Kopf ein wenig nach vorn gestreckt und wippte in seinem Messingreiß auf und ab.

Ob er wohl wieder schrie?

Wir riefen, lockten und pfeifen. Die Kinder klatschten vergnügt in die schmutzigen Hände und suchten alle Kojenreihe zusammen, die sie zum Dachgarten hinaufsprudelten.

Plötzlich ein kurzer, krächzender Laut, wie wenn Holz geigt würde, dann ein entsetzlicher Schrei, der uns alle verstümmeln machte, und dann kam es klar und vernehmlich aus dem gekrümmten Schnabel: Franzosenkopp — Franzosenkopp . . .

Wir waren starr vor Staunen. Woher diese Weisheit? Hatte Koko sich mit eifässiger Politik beschäftigt? War er ein Deutscher oder ein Welscher? Es fehlte nur noch . . .

Es fehlte gar nichts. Denn während wir alle noch lachten und seinen Franzosenkopp lustig zurückgaben, rief er in drolligen Uebermut, so viel seine Kette bergab . . . Sch w o b . . . Sch w o b . . . Sch w o b . . .

Wirklich, so rief er. Und seine Stimme prasselte so hell und feurig in die Gasse, daß die Fenster klirren und ein paar Hund Heizhaus nahmen.

Der Kleinhändler nebenan aber meinte gelassen: „s i c h e Neutraler, der Hallunk . . .“

### Kriegs-Allerlei

Der Luftdruck der deutschen Granaten. Nach Londoner Mitteilungen hat der plötzliche Erstarrungstod vieler Mannschaften an der Front zu eingehenden Untersuchungen geführt, um die Ursache festzustellen, weshalb unverwundete Leute, wie deren Stellung zeigt, plötzlich in vollem Leben vom Tode ereilt werden. Der französische Pionieroffizier Arnou, der zufällig ein Aneroid-Barometer eines der Toten zur Untersuchung erhielt, teilt darüber mit, daß das Barometer einen furchtbaren plötzlichen Druck auszuhalten hatte, wodurch es völlig zerstört war. Nach der Reparatur wurden weitere dahingehende Experimente gemacht, und es ergab sich, daß eine ähnliche Störung des Barometers nur erfolgte, wenn der Luftdruck plötzlich um 350 Millimeter, das heißt von 760 auf 410 Millimeter fiel. Dieser letztere Stand entspricht der Notierung des Luftdrucks auf dem Gipfel des Montblanc. Die Gesetze des Luftdrucks lehren, daß bei einer der-

artigen Schwankung die Schnelligkeit der zurückströmenden Luft etwa 276 Meter in der Sekunde und der Druck etwa 10 360 Kilogramm auf das Quadratmeter beträgt. Die Mannschaften, die bei der Explosion eines Geschosses nicht direkt getroffen werden, aber sich in nächster Nähe befinden, unterliegen einer solchen atmosphärischen Depression. Der Vorgang ist ähnlich wie bei einem zu schnell aufsteigenden Flieger oder einem Taucher. Es tritt eine plötzliche Scheidung der Kohlensäure aus dem Blute ein und infolgedessen eine Störung der Zirkulation, die den plötzlichen Tod bei der Explosion eines deutschen Hochbrianzgeschosses erklärt.

Ich und Du . . . . Bereits mit 15 Jahren hatte mein Bruder Ludwig — so erzählt uns eine Lieberin. — die Berechtigung zum „Einjährigen“ erworben; er war ein braver Schüler! Anders lag die Sache bei meinem Kameraden Ernst, der erst im 19. Jahre mit genauer Not diese Klippe umschiffte. Trotz dieser verschiedenen Veranlagung verband die beiden Jünglinge aber eine feste Freundschaft, die sich bis in ihre Militärgzeit erstreckte, die sie zusammen beim gleichen Regiment abdiene. Als mein Bruder zum erstenmal im Glanze seiner Uniform auf Urlaub kam, traf ein Brief seines Freundes Ernst ein, der mit der inhaltsreichen Verheißung begann: Ich und Du, wir beide werden Gefreite! Mein Vater freute sich unbändig ob dieser Stillblüte, die in der Folge in unserer Familie zum geflügelten Wort wurde; mein Bruder reiste strahlender Laune ab, in Erwartung seiner „Auszeichnung“.

Wenige Tage später lief meine Mutter mit verweinten Augen herum, und auch der Vater sah recht ernst aus. Unser armer Zunge hatte auf der Straße einen hohen Vorgeleitzen übersehen und sollte wegen des unterlassenen Grußes mit 14 Tagen strengen Arrestes bestraft werden. Der Fürsprache seines Hauptmanns gelang es aber, diese harte Buße bedeutend zu mildern, so daß er nur drei Tage zu brummen hatte. Mit der Wehrberührung war es aber endgültig vorbei, gänzlich „unchargiert“ (wie man damals so schön sagte) mußte er ins Zivillleben zurückkehren. „Nach dir nichts daraus“, kräftete mein Vater, „du kannst auch so deinem Könige nützlich sein.“

Es schien aber nicht dazu kommen zu wollen, wir lebten im schönsten Frieden dahin, die Jahre



Bildgröße 28x38 cm  
Kartongröße 45x60 cm

Den Lesern des „Zeitspiegel“ offerieren wir als passendes Geschenk:

**BILDNISSE**  
von KAISER WILHELM II und  
unseren HEERFÜHRERN in  
**Handpressen-Kupferdruck**  
auf Chinapapier und Kupferdruckkarton  
zu dem Einheitspreise von Mk. 3.— pro Blatt.  
(Gegen vorherige Einsendung des Betrages erfolgt  
spesenfreie Zusendung.)  
Wir bieten somit jedermann Gelegenheit eine  
wirklich künstlerische Reproduktion aller unserer  
hervorragenden Heerführer erwerben zu können.  
Deutsche Kunstdruck-Gesellschaft  
m. b. H.  
Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

Vorläufig gelangen zur Ausgabe:  
Kaiser Wilhelm II.  
Wilhelm, Kronprinz  
von Preußen  
Rupprecht, Kronprinz  
von Bayern  
Herzog Albrecht von Württemberg  
von Beseler, General der Inf.  
von Bülow, Generaloberst  
von Einem, General der Inf.  
von der Goltz, Generalfeldmarschall  
von Hindenburg, Generalfeldmarschall  
von Heeringen, Generaloberst  
von Kluck, Generaloberst



vergängen, immer seltener neckte einer von uns den Bruder „Ich und Du...“, die Erinnerung an die Militärzeit verblähte langsam... bis der Sturm des Weltkrieges auch den 44-jährigen Familienvater unter die Fahnen riß.

18 Monate nicht der angegrauten Landsturmmann nun im Feuer, ohne je der Strapazen zu achten. Früher Humor durchweht jeden seiner Briefe. Seitdem, als ich wieder eine seiner Episteln erhielt, mußte ich mich vor Lachen setzen, denn auf dem Umschlag stand wahr und wahrhaftig: Absender: Gefreiter Ludwig B.

Ich habe ihm schleunigt eine Karte geschrieben: „Gratuliere, wer langsam fährt, kommt auch zum Ziel — wenn auch erst nach 25 Jahren! Ich und Du...“

Singvögel im Trommelfeuer. Von verschiedenen Stellen der Front her sind Berichte darüber eingetroffen, daß die Vogelwelt zum großen Teile durch den gewaltigen Lärm des Krieges sich kaum stören läßt. Daß selbst das schrecklichste Trommelfeuer manche Singvögel in ihrer Lebensführung durchaus nicht beeinträchtigt, bezeugt nun ein englischer Feldpostbrief, den die „Times“ erhalten hat. Ein Soldat, der gegenwärtig an der Somme kämpft, teilt nämlich mit, daß er während des furchtbaren Trommelfeuers, das dem Vortröße der Engländer voranging, Lerchen, Buchfinken und Aukade singen und rufen hörte. Sobald einen Augenblick das Feuer einer Batterie verstummte, wurden die Vogelstimmen hörbar. Von jedem Bruder hat dieser Soldat erfahren, daß während der gleichen Zeit in der Gegend der vordersten Schützengräben auch die Nachtigall nachts sang. Er selbst hat die Beobachtung gemacht, daß in einem Dorndickicht, das von beiden Seiten aus beschossen wird, Holztauben nisten, die sich durch das Geschützfeuer nicht im geringsten stören lassen.

Eine Anzeige, die zu denken gibt. Die folgende Anzeige, aus der böswillige Leute schließen könnten, daß es sich mit dem unbändigen Nationalismus und der ausnahmslosen Sehnsucht aller Franzosen nach Betätigung an der Front nicht ganz so verhält, wie die französische Presse die Welt glauben machen will, die folgende ein wenig unvorsichtig zu nehmende Anzeige findet sich in

einem versteckten Eckchen des „Gaulois“: „Gesucht werden weibliche Hilfskräfte, die ohne Entgelt ihre Dienste zur Verfügung stellen, um die in Frankreich versteckten Dürckeberger aufzufinden und namhaft zu machen. Neuzerst eilig!“

### Heiteres

Das Mund-Stück. Ein Refrut bittet einen „Alten Mann“ um eine Zigarette. Als er sie hat, will er noch ein Streichholz. Der „Alte Mann“ gibt ihm auch das noch und sagt: „Na, ihr Refruten bringt wohl zum Raucha an bloß d' Gesh mit?“

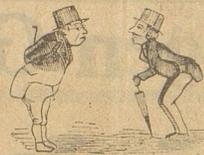
### Aus der „Jugend“.

Der Feind hat unsere Batteriestellung mit einem ganz schweren Kaliber beschossen und an eine in der Nähe vorüberfahrende Straße einen besonders mächtigen Aufschlag hingelegt, der ein Loch von 7 Mtr. Tiefe und 11 Mtr. Breite gerissen hat. Ein paar Infanteristen gehen vorüber, betrachten den Schaden, und ein Rheinländer bemerkt dazu: „Süh'n's Bitter — hier mache je nit nur Geshichte, sondern auch Geographie!“

Es war im Herbst 1914 zu Beginn des Stellungskampfes in der Pitarde. Auch unser Artilleriestab hatte sich eine Stabskuch zugelegt. Zu unserem Bedauern mußten wir eine Zeitlang morgens feststellen, daß sie schon gemolken war, und als Läter kamen nur die im gleichen Gehöft einquartierten Infanteristen in Frage. Ich ließ also ein Schild an Stall anbringen mit der Aufschrift: „Kuh heißt,“ worauf nächsten Morgen die Kuh wieder gemolken war und mit Kreide auf der Tafel die Worte zugelegt waren: „Milk ist aber jut“.

Ein kleiner Serinijimus. Die kleine Soheit erhält Algebra-Unterricht. Bei der Lehre von den Potenzen schreibt der Hofmeister etliche der Reihe nach an die Tafel: „a<sup>1</sup>, a<sup>2</sup>, a<sup>3</sup>“. Richtig liest die Soheit: „a hoch vier, a hoch drei, a hoch zwei“. Nun aber schreibt der Hofmeister einfach an: „a“. Lange Pause. — Endlich atmet die kleine Soheit auf: „a höchstselbst!“

Aus dem „Klabberadatsch“.



Müller: Wat sagte zu den Wechsel in der russische Kabinett? — Schulze: Ich zweifle dran. — Müller: Ne, et is ganz sicher. — Schulze: So? Na, ich hätte nich jelaubt, det bei die jetzige wirtschaftliche Lage von Rußland een russischer Wechsel noch als sicher jekten könnte.

A. u. I. Instruktionstunde. Feldwebel: Also jetzt hab'r ihr zu lernen, was die Flugbahn is. Die Flugbahn is die Bahn, was die Kugel fliegt vom Aug über's Grinsel, über's Korn aufs Ziel. So, Woprichalet, alsdann: was is die Flugbahn? — Woprichalet: Flugbahn — Flugbahn — Flugbahn is — e Kugel, was fliegt von Aug über Grinsel über Korn auf Ziel. — Feldwebel: Falsch! Die Flugbahn is fa Kugel net! So, Weinlechner, was is die Flugbahn? — Weinlechner: Die Flugbahn is fa Kugel net.

### Rätsel-Ecke

#### Rätsel.

I.  
Sinnliche Tugend  
Scheußlicher Mord,  
Fehler im Kartenspiel —  
Alles ein Wort.

#### II.

Man nennt ihn oft warm und er ist es nicht;  
Versorgt ihn mit Butter, — er frißt es nicht;  
Man sagt, daß er süß, obgleich er doch hängt;  
Man schmückt ihn mit Deben, die er nicht empfängt.  
Auflösung folgt in nächster Nummer.  
Auflösung der Rätsel in voriger Nummer:  
I. Kopf. — II. Waags.

### Gänse-Federn.

Gemischte Ware per Pfd. M. 1,75. Rufffedern M. 2,25, zarter Schieß M. 2,75, weiß und daunenreich M. 3,00 feinste, weiße Halbdaunen M. 4,50, weißer Daunenstaum M. 5,00, 6,00 bis 12,00 3-4 Pfd. für eine Decke.  
Zarte Füllfedern M. 1,25, Halbdaunen M. 1,80, Mandarindenaunen M. 3,00. Alle zart u. weich. Daunenköper u. Barchent in allen Breiten. Muster u. Katalog frei. Nicht-geltend Geld zurück. 45.000 Kunden. 1600 Dankschreiben.  
Bettensfabrik und Bettfederngroßhandlung  
Th. Kranefuss, Kassel 44.

### Musiknotenmappe mit Notenpult

### „Susanne“

(Potent Frau Joachim-Calgnesu)

Preis in Calico M. 4.-

zu beziehen durch

Preussische Verlagsanstalt, Berlin SW 68, Ritter Str. 50.

### Sommersprossen

entfernt sicher und  
geschloos **Crème**  
„**Garnie**“.  
Tatsächlich die-  
schend wie ein  
Wunder durch  
Sauerstoffeinwirkung.  
Großer Topf, lange reichend, Preis  
2 Mark. Porto extra.  
Apotheker Max Wegwer, Berlin 171,  
Billowstraße 56.

### Versandhaus

H. Theden,  
Eimshorn Z.

Man verlange meine Preisliste  
gratis und franko.

### Blitz-Strick-Wolle

liefert auch an Private (Muster frei) die  
Erfurter Garnfabrik  
Hofflerstr. in Erfurt O. 247.

Gegen

### Hämorrhoiden

ist das Beste

### Aphanodan (ges.)

Zäpfchen — Salbe, Pulver und Tee.

Alle 4 Mittel zus. 10.— M. Porto extra.

Gegen Nachnahme.

Apotheker F. Pollack, Friedeberg a. O.

Klischees in Autotypie und Strich

Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstr. 50

# Anzeigen

haben in diesem Blatte eine  
weite Verbreitung.

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW. 68, Ritterstraße 50.

Soeben erschien:

## Militärische Vorbildung

der älteren Jahrgänge der Jugend-Abteilungen während des Kriegszustandes

Belehrungskursus (23. bis 25. März 1916) in 8 Vorträgen

Herausgegeben vom Kriegsministerium.

Umfang 109 Seiten Großformat.

Preis M. 1.50 und 20 Pfg. Porto.

Die Veröffentlichung der Vorträge, die gelegentlich des im März d. J. vom Kriegsministerium veranstalteten Belehrungskursus über die Organisation und Durchführung der militärischen Vorbildung der Jugend während des Kriegszustandes gehalten wurden, verfolgt die Absicht, weite Kreise über Zweck und Ziel der Einrichtung aufzuklären und vorgefaßten oder iringen Meinungen entgegenzutreten.

# Gegen Gicht und Rheumatismus

## nur Girheubin

**Erprobtes Heil- u. Vorbeugungsmittel**

Vollkommen unschädlich!

**Reguliert die Magen- und Darmfähigkeit**

Hunderte ärztlicher Zeugnisse, viele Anerkennungen!

**Preis der Dose: Mark 3.50**

Eine Kur = 6 Dosen: **Mark 18.— franko.**

In den Apotheken erhältlich  
oder durch die

**Girheubin G.m.b.H.**  
Berlin SW, Ritterstraße 50



### Einige ärztliche Gutachten über Girheubin.

**Dr. Walter V. . . Bützow.** Hierdurch teile ich Ihnen mit, daß ich mit den Erfolgen Ihres Girheubins sehr zufrieden bin und Ihr Mittel dort wirkte, wo andere gleichartige Präparate versagten.

**Dr. med. F. . . Kaulsdorf (Ostbahn).** Nachdem ich in einem desolaten Falle von Arthritis urica die üblichen Mittel ohne Erfolg angewandt hatte, machte ich einen Versuch mit den von Ihnen zur Verfügung gestellten Tabletten in Verbindung mit Colchicum. Der Erfolg war ein guter, Patient kann schon wieder auf den Beinen stehen und in seinem Betriebe (Bäckerei) schon wieder nach dem rechten sehen.

**Dr. N. . . Frankfurt a. M.** Sie sandten mir eine Probedose Girheubin, ich habe mit derselben bei einer Patientin sehr gute Erfolge gehabt, der Rheumatismus verschwand bald.

**Dr. B. . . Wolfsbittel.** Habe Ihre mir geschickten Proben mit gutem Erfolge angewandt, weitere Proben nicht nötig, da ich die Güte des Präparates erkannt habe.

**Dr. A. . . Bensheim.** Ich selbst fühle mich bei täglichem Gebrauch Ihrer Tabletten sehr wohl wie seit Jahren nicht und habe keine Beschwerden von meinen Nierensteinen mehr. Dieselben günstigen Beobachtungen habe ich bei verschiedenen meiner Patienten machen können.

**Dr. R. . . Uelsen.** In einem Falle von rheumatischen Nervenschmerzen war die Wirkung ausgezeichnet. Die Schmerzen nahmen ab. Die Nachtruhe kehrte wieder. Der Erfolg war daher recht zufriedenstellend. Aspirin hatte hier versagt. Unschädlich scheint das Mittel auf jeden Fall zu sein.

**Dr. L. . . Friedberg (Oberbay.).** Teile Ihnen mit, daß ich mit den beiden mir überwiesenen Proben bei einem Kranken günstigen Erfolg erzielte, weshalb ich die hiesige Apotheke veranlaßte, sich Ihr Girheubin beizulegen.

**Dr. A. A. . . Rosenheim.** Habe Ihr Präparat selbst erprobt und bin mit der Wirksamkeit sehr zufrieden.

**Dr. R. . . Benrath.** Ich habe in einem Falle von Neuralgie und einem von Muskelrheumatismus Girheubin versucht. Beide Fälle bestanden schon mehrere Wochen und zeigten bei Salicylbehandlung und Einreibungen keine Besserung. Nach Gebrauch von Girheubin wurden sie geheilt. Ich bitte um weitere Proben.

**Dr. H. . . München.** Bei einem sehr alten Ischiasleiden sehr gute Wirkung. Die Schmerzanfälle traten minder häufig und in längeren Intervallen auf, und konnte Patient während der Zeit, in welcher er den Tee trank, nachts ziemlich gut schlafen. Irgend welche schädliche Nebenwirkung konnte ich nicht wahrnehmen. Das Mittel wurde gut vertragen, und ich war mit dem Erfolge ganz zufrieden.

**Dr. med. S. . . Saarburg.** Ich habe mit Ihrem Präparat jederzeit die besten Resultate erzielt, ohne jemals üble Nebenwirkungen gesehen zu haben.

**Dr. W. . . Baunach.** Für die mir übersandte Probe Ihres Girheubins, das ich bei einem Falle von sehr altem Gelenkrheumatismus mit ganz überraschendem Erfolge verwendete, sage ich meinen besten Dank.

**Dr. F. . . Koshelm.** . . . daß ich Girheubin bei einer 70jährigen Angehörigen, die seit 5 Jahren an chronischer deformierender Arthritis, namentlich der Kniee, leidet. Von allen bisherigen Mitteln nahm Betreffende das Girheubin am liebsten, wegen seiner guten Bekömmlichkeit und Fehlens jeder unangenehmen Nebenwirkung. Aber auch auf die in den Gliedern bestehenden Schmerzen hatte Girheubin einen merklich mildernden Einfluß. Während vorher Gehen nur an zwei Stöcken möglich, kann dieselbe jetzt ohne Stütze im Zimmer gehen. . . .

**Dr. N. . . Ingolstadt.** Ein alter Gichtiker rühmte mir das Girheubin sehr.

**Dr. T. . . Altona.** Freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß ich mit Ihrem Mittel sehr gute Erfolge in der Praxis gehabt und es auch ferner verordnen werde.

**Dr. T. . . Cöln a. Rh.** Girheubin wirkte immer prompt.

**Dr. Fr. W. . . Netphen.** Das Versuchsobjekt war ich selbst, der ich seit mehreren Jahren schon an Muskelrheumatismus leide und Salicyl-Präparate mit nur geringem Erfolge genommen habe. Auch habe ich schon wiederholt Bädokuren durchgemacht, doch mit nur vorübergehendem Erfolge. Aus diesem Grunde war ich auf die Wirkung Ihrer Tabletten doppelt gespannt. Nachdem ich ein Röhrchen — wenn auch nicht ganz regelmäßig — genommen hatte, ließen die Schmerzen nach; jetzt, nachdem ich auch das zweite Röhrchen genommen, verspürte ich nur noch des Morgens Schmerzen, die nach einiger Bewegung verzogen.

Verantwortlich für Schriftleitung, Geschäftsbesorgung und Anzeigen: Fritz Eißler, Reudün — Verlag: Preußische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68. — Rotationsdruck: Bismarck-Druck, Berlin S W 33.